

WER WIR HEUTE SIND

— von Georgia Doll

Sieg Heil, Heil dir, mein Führer. »
Das Kind spricht den gelernten Text. Es ist vier oder fünf. Es hält den rechten Arm schräg nach oben ausgestreckt. In der anderen Hand trägt es einen Strauß gelbe Blumen und ein Hakenkreuzfähnchen. « Adolf hats geschafft / mit seiner großen Kraft / er hat die Ketten Deutschlands gesprengt / die Vorsehung hat uns Adolf geschenkt. / Sieg heil, heil dir, mein Führer. »

Es lispelt ein wenig. Man sieht seinem Kindergesicht an, dass es sich konzentrieren muss. Man sieht ihm an, dass es den Text nicht versteht. Das Kind weiß nicht, was Adolf geschafft hat, auf welche Weise die Ketten Deutschlands gesprengt wurden, welche Vorsehung gemeint ist und welches „Wir“ es benennt.

Es reicht den Blumenstrauß dem Jungen mit dem aufgeklebten Zweifingerbart. Eins seiner Ohren lugt hervor unter der Kappe mit dem Reichsadler. Der Junge mit dem falschen Oberlippenbart nimmt die Blumen entgegen, bedankt sich und streicht dem Kind über die kurzen Haare. « Danke, Führer », sagt das Kind mit einem Knicks und halbem Lächeln, ein bisschen schüchtern, ein bisschen stolz. Es hat sich nicht geirrt im Text. Meine erste Rolle. Es ist ein Kinderfilm aus der „Kommune“. Das heißt in der Sprache der Sekte, ein Film für Erwachsene, in dem wir Kinder spielen mussten. Ich sehe das Kind von damals in Ton und Farbe, doch ich erkenne mich nicht. Ich erinnere mich auch nicht an den Text. Doch ich verstehe jetzt die Worte, die mein lispelnder Kindermund da immer noch spricht.

Wenn jemand sich heute an mich erinnert, an das Kind unter den vielen in der Gruppe, dann als das Mädchen, das Gedichte aufsagte. Das ist hängengeblieben von mir, viel mehr nicht. Es waren Gedichte von Goethe. Ich lernte die langen Balladen auswendig, dann stand ich in der „Mitte“ und musste sie vortragen; ich musste herzig sein, begabt, ich musste begeistern. Man erinnert sich an mich durch die Performance,

die Rolle, die mir gegeben wurde. Ich selbst weiß nicht mehr, wie es war, dort zu stehen, in der ewigen Mitte. Die Empfindungen von damals sind verschüttet, die Gedichte weiß ich noch auswendig: den Fischer, den Zauberlehrling, den Totentanz und den unheimlichen Erbkönig. Doch zuallererst spielte ich das Hitlermädchen. Zuerst kam das Gedicht für Adolf, der nach oben gestreckte Arm, die Siegesblumen.

Was mussten wir Kinder aussprechen und was verschwieg man uns? Für welche Worte war kein Platz in der Erzählung? Für welche Wirklichkeiten fehlten uns die Konzepte, um sie in Sprache und Bilder zu fassen? Was tragen unsere Körper heute in sich, wort- und fassungslos?

Im Kinderfilm, der keiner ist, sehe ich die spalierstehenden Frauen und Männer mit den großen Hakenkreuzfahnen, sie haben den rechten Arm nach oben gestreckt und rufen Parolen, immer die gleichen, im Takt. Vage bekannte Gesichter von Menschen, deren Namen ich längst vergessen habe. Doch etwas erkenne ich: das begeisterte Lachen. Das gleiche auf allen Gesichtern. Es ist mir vertraut. An diese immer strahlenden Gesichter erinnere ich mich. An das gespannte Zusammenstehen der Körper, an die Trauben von Menschen, verkleidet als Nazis mit Hakenkreuzfahnen, oder nackt am See und in der Sauna, in Latzhosen und kurzhaarig und alle jung, außer dem einen, der voranschritt, für den sie Spalier standen. An die jubelnde Begeisterung, die damals so selbstverständlich war, dass sie keinen Begriff benötigte und die ich heute mit Fanatismus benennen kann.

Der als Kinderfilm getarnte Propagandafilm trägt den Titel « Der Führer kommt ». Die Kulisse zeigt Vergangenheit, doch der Titel weist in die Zukunft: Der Film selbst war unsere Gegenwart.

Es ist das ironische Zitat, das in Wirklichkeit sich selbst zitiert, in leichter Verzerrung. Das Buch ist simpel. Der junge Adolf Hitler scheitert als Künstler und wird deshalb Diktator. Erst als Diktator wird er in der Kunst anerkannt, und zwar mit Gewalt, als Diktator erlangt er auch das Anrecht auf die als Frauen verkleideten Mädchen. Gespielte Willigkeit der zur Willigkeit trainierten Mädchenkörper. Die altbekannte Mischung aus Brutalität und Ironie. Der brutale Witz, der keiner ist. Die witzige Gewalt. Auch das hatte keinen Namen in der Sekte, es war vorhanden wie die beißende Kälte im Winter; das Leitmotiv unserer Erziehung. Es war der Vorwand. Der Freibrief. Der Trick. Die Finte. Das billige Spiel. Ich habe das passende Wort noch nicht gefunden.

Im Centre Pompidou hängt die Fotografie eines männlichen Gliedes. Heute und gestern treffen sich vor dem Ausstellungsobjekt. Das Glied ist hochgestreckt und wird umfasst von einer jungen Frauenhand. Doch ich will mich nicht mit der Beschreibung des Bildes aufhalten, denn ich kann dem Sexualstraftäter nicht ins humoristisch verzerrte Gesicht blicken, der Frau nicht auf den verbogen vor ihm liegenden, nackten Körper. Ich bin nicht ins Museum gekommen, um mir dieses Bild anzusehen. Das Bild hat mich gesehen und starrt mich an. Bevor ich wegsehen kann, hat sich das Bild des hochgestreckten Gliedes in meinen Kopf gebrannt, nistet sich ein und wird ohne mein Einverständnis zu einer Erinnerung. Die Verantwortlichen des Museums sagen mir, dass es sich so gehört. Sie sagen, die Abbildung dieses Gliedes, das einst beiläufig durch Kindergesichter wischte und das heute in der Erde liegt und vermodert, sei ein wichtiges Zeitzeugnis. Das Glied sei kunsthistorisch relevant. Der Rest der Welt sagt « Ich auch ». Doch das hochgestreckte Glied starrt mich an, ungestraft und ruhmvoll. Das hochgestreckte Glied will Blumen bekommen, einen Knicks, Bewunderung, fanatische Begeisterung. Und es will sich verkaufen. Es kann nicht immer weitergehen, denke ich. Doch es geht weiter. Ich suche wieder nach Worten, um anderen diese Unmöglichkeit begreifbar zu machen. Man will sie nicht hören. Man will den Gehalt meiner Worte missverstehen. Ich suche eine Sprache der Unmissverständlichkeit. Ich suche Verbündete.

Für uns Kinder von damals gab es die Wörter, die wir zu früh lernten. Ideologische Zombies, die weiter in uns roden. Andere Wörter lernten wir zu spät. Wir ziehen sie an, wie ausgeborgte Kleidung, die nicht richtig sitzt. Wir lernen die neuen Rollen, doch wir bleiben immer eine Spur daneben, sind nie ganz im Takt. Wir sind aus dem Farbtopf ins Nichts gesprungen, das Nichts wurde zu Welt und wieder fanden wir nur Chaos. Wir versuchen eine Ordnung zu schaffen, doch es findet sich keine. Wir bekommen unsere eigenen Kinder und hören dem Formen ihrer Gedanken zu. Wir suchen nach Geschichten, die wir ihnen erzählen können, wir suchen sie sorgenvoll und sorgsam aus. Und während das Spinnennetz unserer Kindheit zerfällt, können neue Netzwerke entstehen. Es sind lose Gebilde mit weiten Maschen; wir fliegen durch sie hindurch, um einander zu besuchen und spielen uns Gedanken zu wie Pingpongbälle auf dem Pausenhof.

Und heute wieder nur Worte; doch Worte, die wir wählen können. Dazwischen viel Schweigen. Doch wir hören auch unserem Schweigen zu. Wir nehmen es ernst. Wir machen uns wichtig, bis wir so wichtig werden wie die lauten Unwichtigkeiten, die uns beherrschen.

Im Centre Pompidou hängt die Fotografie eines hochgestreckten Gliedes. Sein Starren dringt durch die Schutzwälle aus Wut, die wir um unseren Schmerz gebaut haben wie Sandburgen ans Meer. Es hängt in diesem sich zeitgenössisch wollenden Gebäude aus Stahl mit dem Jahrtausende alten Fundament. Es kann nicht immer weitergehen ... und das denken wir alle, jeder in seiner Sprache, in seiner eigenen Fassungslosigkeit. In diesem Gedanken gleichen wir uns, wir unähnlichen Kinder aus dem Farbtopf.

Das augenlose Starren eines Bildes, doch was uns eigentlich interessiert, sind jene, die sich in den Glasscheiben spiegeln. Das Wir der Blickenden. Was sehen wir? Was wird benannt? Und wofür bleiben wir blind und taub und stumm? Die Rekonstruktion der Vergangenheit beginnt, im Auge unserer Betrachtung.

Ich begeben mich in den Kreis der Blickenden, mit suchenden Augen, die sich immer wieder reinwaschen müssen vom alten Asbest der Geschichtlichkeit. Ich mische meine Stimme in den Chor der Sprechenden ohne Textbuch, der an- und der aussprechenden, die Gedanken formulierend, nach Worten suchend, über das Schweigen hinaus, dem Schweigen zum Trotz, das Schweigen begleitend. Denn es darf nicht mehr weitergehen. Und wir brauchen neue Bilder.

— **Georgia Doll**, 1980 in Wien geboren, ist Autorin und Theaterregisseurin. Sie studierte Literatur und Theaterwissenschaft in Hamburg und Toulouse, Theaterregie in Paris sowie Szenisches Schreiben in Berlin und promovierte künstlerisch zum Thema mehrsprachiges Schreiben in Aix-en-Provence. Sie schreibt auf Deutsch und Französisch. Ihre Theaterstücke wurden in Deutschland, Österreich und Frankreich aufgeführt, teils in eigener Regie. Ihre Texte erschienen in Literaturzeitschriften und wurden mit verschiedenen Auszeichnungen und Stipendien gewürdigt. Die Kurzgeschichte *Der Tag des Toten* erhielt 2017 den 2. Preis des Energie Burgenland Literaturpreises. 2013 erschien *Das blaue Gold* zweisprachig im Verlag PUM, Toulouse, 2023 folgte ihr Debütroman *Petit Monde* im Verlag Le Rouergue, Arles.